

bilde weiterhin zu stützen. Nach der Eroberung der Ewigen Stadt durch Italien und der Erhebung Roms zur Hauptstadt wurden die Päpste nicht müde, die notwendige Verbindung von weltlicher und geistlicher Gewalt zu betonen, die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft der Päpste als Teil der »societas perfecta« Kirche hervorzuheben und das italienische Garantiegesetz für sich selbst und die Leitung der Weltkirche abzulehnen. Mit der stereotypen Wiederholung, der status quo ante müsse wieder hergestellt werden, setzten sich die Päpste von Pius IX. bis Pius XI. ins internationale Abseits, unterstützt lediglich von den eigenen Kanonisten. Doch diese bereiteten durch ihre Lehrmeinung, staatliche Souveränität müsse kein großes Territorium beinhalten, den Weg für die Lösung. Papst Benedikt XV. begab sich durch die Aufhebung des »non expedit« aus seiner Isolation heraus. Unter tatkräftiger Mithilfe von Pius XI. wurde der Weg bereitet für die Konstituierung des Vatikanstaats in den Lateran-Verträgen mit dem faschistischen Italien.

Gatzhammer gelingt es in seiner materialreichen Dissertation unter Einbeziehung aller relevanten Literatur, wobei ihm seine Sprachkenntnisse den Zugang zu Quellen unterschiedlichster Herkunft eröffnen, die Kontinuität der päpstlichen und kanonistischen Haltung zu verdeutlichen. An einer wie auch immer gearteten Souveränität wurde nie gezweifelt. In der Gliederung seiner Arbeit nach Pontifikaten wird aber deutlich, dass der Souveränitätsbegriff großen Veränderungen unterlag. Die aufzählende Darstellungsweise des Autors, der die Äußerungen der Päpste und Kanonisten der Reihe nach chronologisch referiert, wirkt zwar manchmal ermüdend, lässt aber die Nuancen besser erkennen. Am Ende bleibt ein Fazit, das der französische Journalist und Politiker Arthur de La Guéronnières bereits 1859 gezogen hatte: »Je kleiner das Territorium, desto größer wird der Souverän sein!« Die Wahrheit dieses Satzes kann nur unterstrichen werden.

*Joachim Schmiedl*

BARBARA STAMBOLIS: Religiöse Festkultur. Tradition und Neuformierung katholischer Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert: Das Liborifest in Paderborn und das Kilianifest in Würzburg im Vergleich (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 38). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2002. X, 400 S. Geb. € 46,60.

Eine um das Phänomen der Religion erweiterte Sozialgeschichte, mithin eine Kulturgeschichte, legt Barbara Stambolis in ihrer Paderborner Habilitationsschrift vor. In ihrer mentalitätsgeschichtlichen Studie untersucht sie die Homogenität katholischer Lebenswelt(en) im 19. und 20. Jahrhundert: Gab es zeitliche Transformationen und die Aufnahme »moderner« Festelemente zur zeitgemäßen Vermittlung traditioneller Inhalte, gab es regionale oder schichtenspezifische Ausformungen des katholischen Milieus, oder erwies sich die katholische Subkultur innerhalb des deutschsprachigen Katholizismus als einheitlich und blieb in der Moderne unverändert? Dazu vergleicht die Verfasserin zwei Ausdrucksformen religiöser Festkultur und katholischer Frömmigkeit: das Paderborner Liborifest und das Würzburger Kilianifest in ihrer geschichtlichen Entfaltung vom Zeitalter der Aufklärung bis weit in die Nachkriegszeit hinein, blickt aber auch auf die Trierer Rockwallfahrten oder das Festleben in der sauerländischen Kleinstadt Rüthen.

Im 19. Jahrhundert erwuchs der Nationalgedanke zu einer »politischen Religion« vor allem des Bürgertums, aber auch anderer sozialer Schichten, und nahm als eine letztgültige gesellschaftliche Norm quasireligiösen Charakter an, die in solchermaßen überhöhter Gestalt vom Einzelnen die Hingabe des Lebens fordern konnte – ein Gedanke, der christlichem Bekennternum, sprich: Märtyrertum, nicht fremd war.

Dabei forderte gerade die enge Verbindung von Nation und Protestantismus in Gestalt des Summepiskopats des deutschen Kaisers den deutschen Katholizismus zur Suche nach einer eigenen Verbindung von katholischer Lebenswelt und nationalem Bekenntnis heraus. Diese sah man in den Heiligengestalten, deren Wirken unter nationalem Blickwinkel gedeutet und dargestellt wurde. Diese Sichtweise hob bereits Mitte des 19. Jahrhunderts an und war weniger eine Reaktion auf die kleindeutsche Reichsgründung als vielmehr die Suche der Katholiken nach einem eigenständigem Zugang zur Idee der Nation. Wie Bonifatius zum »Apostel der Deutschen« stilisiert wurde, erhob man Kilian in den Rang eines fränkischen Nationalheiligen. In dieser Rolle bot sich der Heilige als Identifikationsfigur der Katholiken mit dem Nationalstaat an.

Da die kirchliche Monopolstellung für die Festkultur in der Moderne aufgebrochen war, hielten profane Festelemente Einzug in die Feste der Bistumspatrone, wie das Beispiel der Würzburger Trachtenumzüge verdeutlicht. Umgekehrt erhielten ursprünglich weltliche Feste einen religiösen Bezug, wie die Schützenfeste in Paderborn und im übrigen Westfalen zeigen, ging es den Schützen doch darum, ihre Kirchenbindung auch im Festablauf zu demonstrieren. Diese Ambivalenz der Identitäten unter den Festteilnehmern verwundert nicht, waren diese doch je nach lebensweltlichem Bezug Katholiken sowie Zeitgenossen des nationalen und bürgerlichen Zeitalters. Dies belegt nicht zuletzt der Wertekanon, der bei den regionalen Kirchenfesten, wie auch bei Weihnachts- oder Erstkommunionfeiern transformiert wurde. Kirchenamtliche Handlungsanleitungen, wie diese Feiern zu begehen waren, bezogen sich auf den »bürgerlichen Werthimmel« als Referenzpunkt. Bürgerliche Werte galten als Richtschnur christlicher Tugenden und Frömmigkeitsformen.

In der Industrialisierung war die katholische Arbeiterschaft gefordert, sich von den Sozialisten abzusetzen, vor allem wenn diese ihre Festprogrammatische in die Tradition der Aufklärung rückten, die ja bereits das im christlichen Kontext als Verweis auf göttliches Handeln im Diesseits interpretierte Lichtsymbol radikal innerweltlich in Richtung menschlicher Vernunft umgedeutet hatte.

Eine andere Form der negativen Abgrenzung waren die Bischofs- und Piusfeiern, die im katholischen Milieu Auftrieb erhielten, als sich dieses im Kulturkampf bedroht sah. Im »Feiervakuum« der Weimarer Zeit erfuhren Heilige eine Regionalisierung, eine Umdeutung zu Schutzpatronen einer Landschaft; dies galt neben dem Paderborner Liborius und dem Würzburger Kilian auch für Ludger, den Schutzheiligen des Bistums Münster.

Die Verwurzelung im Milieukatholizismus und die Erfahrungen mit der Demonstration katholischer Religiosität ermöglichten es den Katholiken, mit ihren kirchlichen Feiern ein Gegengewicht zum nationalsozialistischen Deutungs- und Gestaltungsanspruch auf das öffentliche Festleben zu schaffen. Der Verfasserin ist in ihrer These zuzustimmen, dass das aktive Unterlaufen der vom NS-Regime angestrebten und zunehmend realisierten Entchristlichung des öffentlichen Festkalenders kein Ausdruck grundsätzlicher politischer Opposition war, sondern wie in Gestalt der Fronleichnamprozessionen eine Form ostentativen Selbstbehauptungswillens und kollektiver Resistenz gegen ein als bedrohlich empfundenen alternatives Deutungsmodell darstellte. Dabei konnte sich auch nur der Kern der religiösen Feiern behaupten, während der profane Part des Libori- und des Kilianifests rasch von den Nationalsozialisten nach ihren Vorgaben umgedeutet wurde. Zudem wurden der religiöse Kern kirchlicher Feiern aus der öffentlichen Sphäre in den Bereich konspirativer Zusammenkünfte gedrängt. Erhellend ist dabei die These der Verfasserin, dass das kirchliche Sinnstiftungsangebot sich dem um Totenkult und soldatische Siege kreisenden Konkurrenzmodell der Nationalsozialisten deshalb als überlegen erwies, weil es den in Krieg und Todesgefahr um ihr Leben besorgten Zeitgenossen eine Antwort auf ihre Nöte gab, weil es die Frage nach dem Sinn des Lebens und nach einer Existenz nach dem Tod mit seiner Heilsbotschaft positiv beantwortete.

In der Nachkriegszeit war die oft als katholischer Frühling bezeichnete Blüte kirchlichen Lebens eine direkte Folge der Alleinstellung religiöser Feste, nachdem nationale Feiern desavouiert und profane Freizeitvergnügen noch nicht präsent waren. Gerade angesichts der Totalität des Zusammenbruchs nach 1945 und der Ungeheuerlichkeit der in deutschem Namen verübten Verbrechen bot allein die Kirche mit ihren Festen Orientierung in der Trümmersgesellschaft. Schließlich begründete die lange Tradition der Kirchenfeiern einen Anknüpfungspunkt, das Dritte Reich mental hinter sich zu lassen, indem man versuchte, eine verbindende, personelle und strukturelle Brücke zu den Jahren vor dem Nationalsozialismus zu schlagen.

Doch währte der katholische Frühling nicht lange. Erosionsprozesse im schichtenumspannenden katholischen Milieu, die grundstürzenden Wandlungen ländlicher Arbeits- und Lebenswelten, einer traditionellen Bastion kirchlichen und heimatlichen Brauchtums, die Säkularisierung des in der unmittelbaren Nachkriegszeit viel beschworenen christlichen Abendlands (mit klarer Frontstellung gegen den Bolschewismus) führten dazu, dass religiöse Feierlichkeiten von profanen Festinhalten aus dem Zentrum des Festkalenders gedrängt wurden. Gleichwohl sind konfessionelle und Frömmigkeits-Elemente nicht gänzlich verschwunden. Sie sind, dies weist die Studie nach, in dem fortwährenden Wandel von Funktion und Formen kirchlicher Feiern einer stetigen Aktualisierung unterworfen. Dem Liborifest gelang eine solche Neupositionierung mit der Ausrichtung auf die christliche Verantwortung für Nichtprivilegierte im eigenen Land und in der Welt.

Stambolis kann mit ihrer Arbeit zeigen, dass der Wandel kirchlicher Feiern einer anderen Periodisierung folgt als die von der Politik gesetzten Zäsuren. Und sie leistet einen Beitrag zur Milieudiskussion, denn die Lothsche Milieukoalitionstheorie schlägt sich in ihrer Arbeit zwar auch nieder in Gestalt der unterschiedlichen Festvorstellungen von Seiten einzelner sozialer Gruppen wie der Arbeiterschaft oder dem Bürgertum; insgesamt aber neigt Stambolis einer kulturellen Definition des katholischen Milieus zu, das sich aufgrund kollektiver religiöser Erfahrungen konstituiert. Sie vermag auch darzulegen, dass sich die religiöse Festkultur in dem modernen Pluralismus von Sinnangeboten erfolgreich behaupten konnte. Dabei erwies sich die Festkultur des katholischen Milieus als ausgesprochen flexibel und anpassungsfähig. Dies lag zum einen an der Konzentration auf den traditionellen Kern der Kirchenfeiern, zum anderen an der erfolgreichen Übernahme moderner Kommunikationsformen und Transportmittel, wie das die Massenwallfahrten verdeutlichen. Das katholische Milieu hatte Erfolg darin, vormoderne Traditionen mit hochmodernen, aktuellen Elementen zu verbinden und so eine aktuelle Zeitlosigkeit seiner Kirchenfeiern zu garantieren.

*Peter Exner*

MICHAEL KLÖCKER: *Katholikentage im Erzbistum Köln 1919/20. Analysen und Dokumente mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Jülich* (Forum Jülicher Geschichte. Veröffentlichungen der Joseph-Kuhl-Gesellschaft zur Geschichte der Stadt Jülich und des Jülicher Landes, Bd. 25). Jülich: Joseph-Kuhl-Gesellschaft 2002. 439 S. Kart. € 20,-.

Einen Einblick in den Formierungsprozess des deutschen Katholizismus nach der als nationaler Katastrophe empfundenen Niederlage im Ersten Weltkrieg bietet die von Michael Klöcker vorgelegte Analyse und Quellensammlung. Kriegsbedingt waren die Katholikentage von 1914 bis 1918 ausgefallen. Ein gesamtdeutscher Katholikentag wurde erst wieder 1921 einberufen. Ersatzweise fanden 1919 und 1920 an verschiedenen Orten regionale Versammlungen statt. Über die im Erzbistum Köln zwischen September 1919 und Oktober 1920 insgesamt 14 Lokal- bzw. Regionalkatholikentage informiert Klöckers Buch. Es ist auf diese Weise eine gute Ergänzung zu Johannes B. Kießlings *Katholikentagsgeschichte bis zum Ende der Kaiserzeit* (Münster 1920–1923) und der jüngst fertiggestellten Lyoner Dissertation von Marie-Emmanuelle Reytier über die Katholikentage der Weimarer Republik.

Nach dem Ersten Weltkrieg befand sich der deutsche Katholizismus in einer schwierigen Lage: von der Grundeinstellung her eher national-konservativ, uneinig in seiner Einstellung gegenüber der Weimarer Reichsverfassung, kritisch gegenüber gesellschaftlicher Modernisierung, aber dennoch am Anfang eines spirituellen und theologischen Aufbruchs. Der Einsatz für den Religionsunterricht wurde politisch wie publizistisch ebenso ausgetragen wie der Kampf gegen schwindende Sittlichkeit, wie sie sich den kulturkritischen Katholiken zufolge nach dem Krieg in Literatur, Film und Theater zeigte. Liturgische Bewegung, Jugendbünde, Frauenorganisationen waren die organisatorischen Gegenmittel, getragen von einer unbeirrten Kirchlichkeit und Papsttreue.

Auf diesem Hintergrund sind die regionalen Katholikentage zu verstehen. Sie dienten zur Demonstration einer geschlossenen katholischen Bevölkerung, deren Organisationen sich zu regenerieren begannen. Sie standen unter der Schirmherrschaft des Kölner Diözesanbischofs, der auf den Veranstaltungen entweder selbst oder durch einen Weihbischof vertreten war. Kirchenintern sollte durch die Katholikenversammlungen das Gemeinschaftserlebnis und dadurch die Widerstandskraft gegen Ideologien und »Irrwege« gestärkt werden. In der Außenwirkung stellten die Vorträge die politischen Grundpositionen der Katholiken dar; dabei stand die Schulfrage im Vordergrund, aber auch die pragmatische Anerkennung der Weimarer Republik. Die Vorbereitung lag in den Händen von Lokalkomitees, zu deren Aufgabe auch die Einladung publikumswirksamer Redner gehörte, die zu einem guten Teil aus dem Umkreis des Mönchengladbacher Volksvereins und der westdeutschen Zentrumsspitze kamen. Publizistische Unterstützung durch die lokale und regionale Presse machte die Katholikentage zu einem öffentlichen Ereignis, das auf den Feiern selbst durch Gottesdienste, Kundgebungen und Festprozessionen noch unterstrichen wurde.

Klöcker dokumentiert diese Phase der Katholikentagsgeschichte in mehreren Anläufen. Anhand des ersten niederrheinischen Katholikentags in Kleve (7./8. September 1919) stellt er das Veranstaltungsmuster vor. Es folgt ein Überblick über die einzelnen Katholikentage. Dabei werden